

Daniel Stalder

«Es ist nie zu spät für alles, was sein soll!»

Ein Bericht zur Fachtagung «Intensivbetreuung im Diskurs – Ziele, Chancen, Risiken und Alternativen»

Sie schreien, schlagen, spucken, toben, kratzen, zertrümmern Möbel oder verletzen sich selbst: Menschen mit kognitiven oder psychischen Beeinträchtigungen und herausforderndem Verhalten. Oft stossen Betreuungspersonen an ihre Grenzen und die Institutionen sind überfordert. Die anspruchsvolle Betreuungsarbeit kann die Teams aber auch zusammenschweissen. Doch welche Strukturen brauchen Menschen, die in einem intensivbetreuten Setting leben? Und gibt es überhaupt so etwas wie «gute» Strukturen? Diese und weitere Fragen standen im Zentrum der Fachtagung «Intensivbetreuung im Diskurs – Ziele, Chancen, Risiken und Alternativen» der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit.

Permalink: www.szh-csps.ch/z2020-04-07

Grosses Interesse an der Intensivbetreuung

Die Intensivbetreuung (IB) scheint in der Praxis ein brennendes Thema zu sein: 190 Besucherinnen und Besucher haben am 6. Februar 2020 an der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit die Fachtagung «Intensivbetreuung im Diskurs – Ziele, Chancen, Risiken und Alternativen» besucht. Die hohe Zahl der Teilnehmenden zeige, so René Stalder in seiner Eröffnungsrede, dass viele Fragen zur Intensivbetreuung noch ungeklärt seien. Das erstaune nicht, schliesslich forderten die Intensität des herausfordernden Verhaltens und die häufige Koppelung von psychischer und kognitiver Beeinträchtigung eine äusserst komplexe Betreuung: Es brauche theoriegeleitete, individuelle Ansätze und eine enge interdisziplinäre Zusammenarbeit, wenn die IB keine Dauerlösung sein soll.

Ziele, Chancen, Risiken, Alternativen

Zu den Zielen, Chancen, Risiken und Alternativen referieren die Organisatorinnen und der Organisator der Fachtagung:

- Pia Georgi-Tscherry erklärt, dass eine IB ohne Zielsetzung kaum zu legitimieren sei: Auch wenn die Klientel äusserst anspruchsvoll sei, müsse es das Ziel

sein, dass nach den ressourcenintensiven Interventionen während der IB weniger Betreuung nötig sei. Dahin gelange man aber nur, wenn man nicht immer bloss reagiere, sondern konsequent Präventionsarbeit leiste. Damit aber überhaupt zielorientiert mit den Klientinnen und Klienten gearbeitet werden könne, müssten in der IB dringend stabile und verlässliche Strukturen geschaffen werden. Ohne diese Strukturen sei es schwierig, dass die Klientinnen und Klienten genug Vertrauen in die Betreuungspersonen gewinnen würden.

- Die IB bietet nicht nur für die Klientel, sondern auch für die Mitarbeitenden und die Institutionen Chancen. Stefania Calabrese zeigt, dass Institutionen profitieren können, wenn sie aufgrund der thematischen Fokussierung ihre Ressourcen bündeln. Das würde sich auch für die Mitarbeitenden lohnen, da sie sich vertieft mit dem Fachbereich der IB auseinandersetzen könnten. Durch das fachliche Know-how und die Spezialisierung als Team könne beispielsweise die Motivation der Mitarbeitenden steigen. Und schliesslich würde von all dem auch die Klientel profitieren: Durch gute Strukturen, qualifiziertes Personal und genügend Betreu-

ungszeit steige die Wahrscheinlichkeit für soziale und gesellschaftliche Teilhabe.

- Das klingt vielversprechend, doch es gibt auch Risiken. Und Daniel Kasper kennt diese aus Erfahrung: Er weiss, dass deprivierende Bedingungen in intensivbetreuten Settings keine Seltenheit sind. Verhaltensprobleme der Klientel könnten sich verstärken – unter anderem aufgrund von Isolation, einer Übernutzung von bewegungseinschränkenden und medizinischen Massnahmen oder durch die eingeschränkte Selbstbestimmung und Teilhabe am alltäglichen Leben. Auch für die Mitarbeitenden bestünden Risiken, etwa ein hoher Stresspegel oder Überlastung – was zu einer hohen Arbeitsfluktuation führen könne. Und wenn die Regulationsstrategien dysfunktional seien, bestehe sogar die Gefahr eines Traumas.
- Dass es auch Alternativen zur IB gibt, zeigt Eva Büschi anhand von Beispielen aus den USA, Kanada und den Niederlanden. Sie verweist darauf, dass mittel- und langfristig solche alternativen Betreuungsformen entwickelt werden müssten, um der Forderung der UNO-Behindertenrechtskonvention, die Beendigung der Institutionalisierung, nachzukommen.

Intensivbetreuung heisst betreuen und behandeln

Der Soziologe und Facharzt für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Klaus Hennicke, zeigt in seinem Referat, welchen Beitrag die Psychiatrie zur IB leisten kann. Es sei wichtig zu verstehen, dass Verhaltensauffälligkeiten und psychische Störungen nicht Ausdruck der geistigen Beeinträchtigung seien. Zudem liessen sich manche Störungsbilder, die sich in auffälligem Verhalten ausdrücken, gar nicht oder nicht vollständig einer diagnostischen Kategorie (z. B. der ICD-10) zuordnen.

Hennicke geht davon aus: Wer früher betreut wird, braucht wahrscheinlich weniger Intensivbetreuung. Deshalb solle die IB nicht einfach als ultima ratio in Betracht gezogen werden. Schliesslich solle die IB immer zeitlich begrenzt und zielorientiert sein. Wichtig dabei sei vor allem, dass die Ziele zu Zielen der Betroffenen werden: Die Betroffenen müssten wissen, «wohin die Reise geht», damit die IB wirken könne. Es müssten individuelle Lösungen gefunden werden, die auf die Lebensumstände, den intellektuellen Entwicklungsstand und die emotionale Situation der Klientinnen und Klienten abgestimmt seien.

Für die Betreuungspersonen bedeute das, dass der Betreuungsauftrag nicht einmal, sondern immer wieder geklärt werden müsse. In der täglichen Arbeit müssten sie stets Sicherheit, Stabilität und Wertschätzung vermitteln und sie sollten insbesondere die basalen menschlichen Bedürfnisse ernst nehmen. Schliesslich richtet er einen Appell direkt an die Betreuungspersonen in der Praxis: Man müsse unbedingt zusammenarbeiten, damit die Klientinnen und Klienten nicht nur betreut, sondern auch behandelt werden, denn: «IB ohne Psychiatrie funktioniert nicht.» Die Praxispersonen müssten gezielt auf die Psychiatrie zugehen, wenn sie Unterstützung brauchen. Das sei leider oft nicht der Fall, allerdings sei es «nie zu spät für alles, was sein soll». Er bittet die Praxispersonen am Ende seines Referats, offen für andere Sichtweisen zu bleiben und Unsicherheiten auszuhalten.

© HOCHSCHULE LUZERN



Kompetenzen aufbauen, um Stress abzubauen

«Enge Beziehungen sind das, was Menschen ihr ganzes Leben lang glücklich macht.» Und das habe einen guten Grund, fährt Paula Sterkenburg von der Freien Universität Amsterdam in ihrem Vortrag weiter: Fürsorgliche und liebevolle Beziehungen würden uns nämlich bei der Stressregulation helfen, weil man wisse, dass man bei Bedarf vom Gegenüber Unterstützung erhält. Je vertrauter uns die Personen seien, desto mehr Stress könnten wir in «Gefahrensituationen» an sie auslagern und desto einfacher falle uns die Stressregulation. Umgekehrt führe die Abwesenheit einer liebevollen und vertrauensvollen Beziehung zu Stress und Ängsten.

In der IB hat man es mit Menschen zu tun, die keine stabilen und sicheren Beziehungen haben. Ihr Stresslevel sei dadurch stets erhöht und das führe oft zu herausfordernden Verhaltensweisen. Das bedeute, dass man bei diesen Menschen Kompetenzen aufbauen müsse, damit sie Stress abbauen können: Steige das Vertrauenslevel, sinke das Stresslevel. Die Beziehung zwischen der Betreuungsperson und den Klientinnen respektive Klienten helfe Letzteren schliesslich, ihr Verhalten zu regulieren; deshalb spricht man in diesem Zusammenhang von «Co-Regulation».

Betreuungs- und Bezugspersonen können bei der Co-Regulation helfen, indem sie herzliche, sichere und vertrauensvolle Beziehungen zu den Klientinnen und Klienten aufbauen sowie sichere und vorhersehbare Strukturen, Routinen und Tagesaktivitäten schaffen. Dadurch kann beispielsweise Übererregung abgebaut werden, wodurch das Erlernen von Selbstregulationskompetenzen möglich wird.

Einblicke in die Praxis und Austausch

Sabine Seibel von der Stiftung Nieder-Ramstädter Diakonie (NRD) in Deutschland und Jörg Böhler von der Therapeutischen Wohngruppe (TWSG) der Stiftung Bühl geben den Teilnehmerinnen und Teilnehmer wertvolle Einblicke in zwei verschiedene Institutionen der



Intensivbetreuung. Seibel legt den Fokus auf die Entwicklung eines neuen Konzepts für die Intensivbetreuung für die NRD. Sie erklärt, warum ein schönes Zuhause mit vielen Rückzugs- und Entfaltungsmöglichkeiten, die soziale Partizipation und die Teilhabe im Alltag so wichtige Aspekte in der Intensivbetreuung sind. Dem stellt sie die Situation an einem alten Standort gegenüber: Sie erklärt, dass beispielsweise enge, schmale Flure, kleine Zimmer oder zu viele Reize im Wohnzimmer, in der Küche oder auf den Gängen herausfordernde Verhaltensweisen begünstigen. Und sie schildert die Herausforderungen während des Umzugs, den «Weg aus der Institution», und erzählt, wie gut sie im kleinen Dorf Reinheim-Ueberau aufgenommen wurden und dass das Zusammenleben mit der Dorfbewölkerung ganz gut funktioniert.

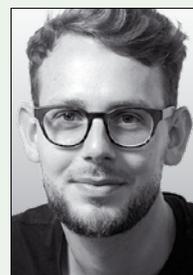
Böhler zeigt anhand von Fallbeispielen, wie wichtig es ist, als Team eine «Verstehensdiagnose» der Klientin oder des Klienten zu erstellen. Dabei seien die Kinder und Jugendlichen als «erlebende, sinnhaft handelnde, kommunikative Menschen mit einer eigenen Lebensgeschichte und in ihrer jeweiligen Alltagswelt zu erfassen». Es brauche individuelle Förderprogramme mit

konkreten Zielsetzungen, um das Ziel der Wiederintegration in eine Heilpädagogische Schule oder in eine Erwachseneninstitution erreichen zu können. Böhler sind aber nicht nur die Klientinnen und Klienten wichtig, sondern auch sein Team: Er hebt den Wert der interdisziplinären Zusammenarbeit hervor und betont, wie entscheidend in der Intensivbetreuung der Zusammenhalt der Betreuungspersonen ist – nicht zuletzt für die Mitarbeiterbindung.

Fazit

Die Fachtagung hat eines ganz deutlich gezeigt: Das langfristige Ziel, dass für die Klientinnen und Klienten weniger Betreuung nötig wird, kann nur durch eine enge interdisziplinäre Zusammenarbeit, den Aufbau von verlässlichen Strukturen und sicheren Beziehungen sowie individuelle Förder- und Betreuungsprogramme erreicht werden. Diese Anforderungen für die Zielerrei-

chung zeigen, wie komplex und herausfordernd die Intensivbetreuung ist. Es lohnt sich deshalb, bewährte Konzepte wie auch alternative Ansätze als Orientierungshilfen in Betracht zu ziehen. Der kontinuierliche fachliche Austausch in der Intensivbetreuung ist nicht zuletzt deshalb unabdingbar. Und schliesslich ist man in der Intensivbetreuung sehr oft gezwungen, zu reagieren. Trotzdem sollte, wenn immer möglich, präventiv und zielorientiert gearbeitet werden.



Daniel Stalder
Wissenschaftlicher Mitarbeiter
SZH/CSPS
daniel.stalder@szh.ch

Vorankündigung

Im Januar 2021 erscheint im Verlag *Edition SZH/CSPS* ein Sammelband zum Thema «Intensivbetreuung». Neben den Referierenden schreiben weitere Fachautorinnen und -autoren Beiträge. Die Publikation wird voraussichtlich auch Checklisten enthalten, die Betreuungspersonen bei der Intensivbetreuung unterstützen sollen.